

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 30 (1943)
Heft: 11: Sprachschulung

Artikel: Das Glied in der Kette
Autor: Dudle, Karl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-542023>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Handlungen der gewählten Personen naturgemäß oder psychologisch aus deren Charakter fließen. Ein Hauptfordernis der inneren Wahrheit ist es auch, dass durch den Gang der Geschehnisse das Gute gut und das Böse böse genannt wird. Gerade hier liegt in der Literatur der scharfe Schnitt zwischen Kitsch und Kunst. Wo das Laster schön, gut, verlockend, ja sogar erstrebenswert dargestellt wird, da müssen wir das Werk vor aller Welt als Kitsch ablehnen, auch wenn die Schale seiner Form noch so künstlerisch gefirnißt ist. (Gewisse Hörspiele neueren Datums am Radio!) Darin gleist jene Unwahrheit, die uns an Luzifers „Ihr werdet sein wie die Götter“ erinnert. Lüge!

Wie leuchten doch nach einem guten Gedicht oder nach einer Vorlesestunde die Augen unserer begeisterungsfähigen Schüler, wenn wir ihnen sagen, dass sie alle Dichter werden dürfen! Jawohl, soweit wollen und müssen wir es alle werden, dass wir wenigstens lesen können. Nicht nur die Zeit „tot“schlagen mit dem Verschlingen vieler Bücher! Ein gutes Buch ist immer Herzblut eines Menschen, Pulsschlag seiner vielen wachen, heiligen Nächte. Da lernen wir sein Innerstes kennen. Und weil er so erfüllt war von seinem Erleben, dass die Fülle überbordete, dass er seinen Mitmenschen schöpfen musste, um ihnen durch seine

Erfahrungen zu helfen, so bedingt dies ein ehrfürchtiges Entgegenkommen. Ein Künstler, ein Maler, bekannte einst bei einem Interview: „Mein grösstes Leid? Wenn ich eines meiner Werke verkaufe, weil ich leben muss! Es ist mir, als gäbe ich meine Seele fort! —“

Sehr interessant ist es auch, einen Dichter daraufhin zu prüfen, wie er seinen Stoff dichterisch gestaltete, denn in der äussern Gestaltung des wahren Grundmotivs ist der Dichter frei. Je begabter er ist, um so kraftvoller wird er auch kleinere Tatsachen zu gestalten imstande sein, eine um so packendere, angenehmere Form wird er als kostbares Kleid seiner Ideen finden.

Hugo Gaudig tat einmal den denkwürdigen Ausspruch:

„Wir können gar nicht früh genug und gar nicht tatkräftig genug dafür sorgen, dass sich zwischen unsren Dichtern und unsren Seelen ein unmittelbares, unvermitteltes Verhältnis bildet.“

Und Friedrich v. Schlegel hat den Zweck der christlichen Kunst in die schönen Worte gekleidet:

„Sie dient dazu, die ewigen Geheimnisse des Glaubens in dem goldgeringten Kelche des Schönen durch die Jahrhunderte zu tragen . . .“

Oberwil (Aarg.).

E. Manz.

Volksschule

Das Glied in der Kette

Gedanken zur Sprachlehre auf der Unterstufe.

Die Frage „Grammatik oder nicht?“ lässt sich wohl in der Theorie stellen, aber nur in der Praxis beantworten. Soviel ist gewiss: Die Befürworter und Gegner der sog. Grammatik haben bis zu einem gewissen Grade recht und bis zu einem gewissen Grade unrecht.

Zuerst muss über den Begriff Klarheit sein. Viele wollen jegliche Sprachlehre verworfen, weil sie darin nur ein System sehen, das, vom übrigen Sprachunterricht losgelöst, mit mehr oder weniger Lust betrieben wird. Andere erblicken darin das Universalmittel zur Erreichung guter Ergebnisse im Sprachunterricht.

Dem Ausdruck „Grammatik“ haftet das muffige Gerüchlein von Pedanterie und Unlust an. Es ist klar, dass wir ihn auf der Unterstufe ganz vermeiden und durch den Ausdruck „Sprachlehre“ ersetzen. Sprachlehre richtig aufgefasst und durchgeführt — Sprache lehren und lernen — ist aber jede sprachliche Unterweisung. Als formale Sprachlehre liegt sie mit den andern Teilgebieten der Sprachbildung:

Erzählen, Wiedererzählen, Berichten, Lesen und Vorlesen, mündliche und schriftliche Wiedergabe, Aufsatz, Rechtschreibung und Diktat

auf einer Ebene. Jedes dieser Teilgebiete hat seine besondere Funktion zu erfüllen. Und der Enderfolg ist von ihnen allen abhängig. Die Sprachlehre wendet sich vornehmlich an die Verstandeskräfte (logisches Denken, Gedächtnis). Sie weckt und fördert aber auch das Sprachgefühl, indem sie planmäßig falsche Formen und Formelemente bekämpft und den Sinn — das Ohr — für das Richtige entwickelt. Mit Hilfe des Sprachgefühls können wir, ohne uns bestimmter Regeln bewusst zu sein, sofort unterscheiden, ob etwas falsch oder richtig gesprochen oder geschrieben ist.

Es gab eine Zeit, da man allgemein der Sprachlehre eine zu grosse Bedeutung beimaß. Das einer andern Sprache entlehnte System wurde oft als Selbstzweck betrieben, mehr oder weniger losgelöst vom übrigen Sprachunterricht und dem behandelten Stoff. Nur wirklichen Könnern gelang so ein anregender Unterricht. Was kam sonst heraus? Die Schüler brachten es zu ordentlichen Aufsätzen, wenigsten in bezug auf Darstellung und Rechtschreibung, hatten aber die Fertigkeit im spontanen mündlichen Ausdruck fast ganz verloren. Das Bedenkliche aber war, dass sie innerlich alles andere als mitbeteiligt und erwärmt waren.

Den Schülern wie den Lehrern wurde die „trockene“ Grammatik zum Ärgernis. Viele schüttelten dieses Joch oft ganz ab und stütz-

ten sich dabei auf z. T. falsch verstandene Schulreformer des Auslandes. Des Pendels Gegenschlag! Die „Lebendige Schule“ und die „Pädagogik vom Kinde aus“ liessen ein starres System nicht mehr gelten, sondern zielen auf natürliches inneres Wachsen und auf freien persönlichen (mündlichen und schriftlichen) Ausdruck.

Die Reaktion: Bald beklagte man sich in den Sekundarschulen und darüber hinaus über einen erschreckenden Mangel an formaler Bildung, die für das Erlernen fremder Sprachen als wünschenswert gilt. Also Versagen so oder so. Trotz gutem Willen und mühsamer Arbeit.

Ist es daher nicht ratsam, einen Mittelweg zu suchen? Es muss eine Synthese gelingen. Für mich stellt sich die Frage so: Wie können wir mit einem Minimum an formalem Wissen ein Maximum an sprachlichem Können erreichen?

Die so erstrebenswerte Freiheit und Sicherheit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck kann nicht ohne besondere und dauernde Pflege der Wortarten und ihrer Beziehungen, der Aussprache und Rechtschreibung, der Personen-, Zeit- und Fallformen und der Satzarten gewonnen werden.

Es ist aber ein verhängnisvoller Irrtum, wenn man glaubt, das Sprachkönnen an den Kenntnissen in der Grammatik messen zu können, wenn man aus einer gewissen Schlagfertigkeit im Frage- und Antwortspiel einer Sprachlehrstunde auf einen besonders hohen Stand des Sprachunterrichts überhaupt schliesst. Es kommt vor, dass Schüler unterer und mittlerer Klassen schon über eine grosse Fracht an formalem Sprachwissen verfügen, gut eingedrillte Antworten bereit haben, dafür aber kaum einen ordentlichen Satz, geschweige denn einen zusammenhängenden Bericht über einen Gegenstand oder

ein Erlebnis zustande bringen. Die Behauptung, die Grammatik mache die Schüler „mundtot“, erfährt damit ihre Bestätigung. Die grammatischen Bildungsarbeit darf sich nicht bloss auf den Aufsatz und die Rechtschreibung beschränken. Sie sollte ebenso sehr den mündlichen Ausdruck fördern. Zwar hat man ja nicht so unrecht, wenn man vorhält, jedermann müsse im Leben Briefe schreiben; aber die wenigsten kämen in den Fall, hochdeutsche Reden halten zu müssen. Wer aber schreiben will, muss den Wortschatz und die Formen zur Verfügung haben. Zuerst war das Wort! Das eine ist ohne das andere nicht denkbar. Es kommt nur darauf an, wie die Sprach-

lehre betrieben wird. Sie muss möglichst viel Gelegenheit zum Sprechen — zum korrekten und guten Sprechen — schaffen. Wir haben da Wegweiser, auf die wir uns verlassen können, so Rudolf Hildebrand, Gansberg, Otto v. Geyser. An Sprachlehren, die all diesen Forderungen in hohem Masse entgegenkommen, erwähne ich nur Dietland Studers „Deutsches Sprachbüchlein“ und die neue Sprachlehre für die Primarschulen des Kantons St. Gallen.

Das Lehrmittel macht es aber nicht aus, sondern der Lehrer. Jeder hat sich (und von jeher) um dieselben Schwierigkeiten zu mühen und sich in der täglichen gewissenhaften Kleinarbeit zu bewähren. Karl Dudle.

Der Lesekasten im Dienste des Rechtschreibeunterrichts

Orthographisch richtig schreiben ist auch ein Ziel unseres Deutschunterrichtes, das der grösste Teil unserer Schüler in den 8 Schuljahren erreichen sollte.

Die Grundlage zu einer sicheren Rechtschreibung ist aber schon in der ersten Primarklasse zu legen. Der Weg zu diesem Ziele führt über ein feines Hören zu einem richtigen, deutlichen Sprechen und schliesslich zu einem fehlerlosen Schreiben.

Die Laute werden heute meist nach dem analytisch-synthetischen Verfahren eingeführt. Die Wortbildlesemethode, von der in diesen Blättern auch schon berichtet wurde, geht von Wortbildern aus, wird aber kaum darum herumkommen, speziell des Schreibens wegen, auch die Einzellaute gesondert zu üben.

Schon die Einführung der Laute erfordert erfahrungsgemäss viel Arbeit, Mühe und methodische Kniffe und erst die Verbindung der Einzellaute zu Wörtern, das fliessende Lesen, ist wieder ein Teilziel für sich.

Als zweckmässiges Lehrmittel für das erste Lesen habe ich den Lesekasten erfahren. Er ist zwar in Lehrmittelgeschäften zu

beziehen. Wem aber die Mittel zur Anschaffung fehlen, der stellt ihn auch grad selbst her. Deckel von Schachteln und leere Zündholzschäckelchen (von schwedischen Zündhölzern) lassen sich überall auftreiben. Vier Reihen Schäckelchen von je 6 genügen und lassen sich in den Deckel hineinlegen, besser hineinleimen. Die Ecken des Deckels aber dürften mit Leinwand oder zähem Papier verstärkt werden. Aus weissem Halbkarton oder dünnem Karton schreibe ich auf der einen Seite die Steinschriftbuchstaben EITWR und auf der andern Seite die entsprechenden Antiquabuchstaben e i t w r usw. und schneide sie aus in einer Grösse, dass sie gut in die Zündholzschäckelchen passen. Während der Setzer in der Buchdruckerei die Buchstaben alphabetisch geordnet vor sich hat, braucht das beim Schüler gar nicht so zu sein. Er ordnet die Buchstaben in der Reihenfolge der Einführung, also z. B. nach der St. Galler Fibel A I O H S L. Schon in der ersten Zeit, da erst diese Buchstaben geschrieben werden, beginnen bereits die ersten Diktate. Statt des üblichen Diktates auf die Tafel aber lässt sich nun der Lesekasten zu diesem Zwecke sehr gut verwenden.